

## Ein Mann rettet St. Lorenz

Als die Nürnberger Lorenzkirche in großer Gefahr war

Es war an der Johanniskirchweih im vergangenen Jahr. Die Sonne meinte es gut mit den Nürnbergern, die diese Kirchweih wie ein großes Volksfest feierten. Es war die Zeit der Sommersonnenwende. Das Jahr wurde da festlich geteilt bei Bratwürsten, Bier und gemütlichen Reden. Die Wirtschaften waren bis auf den letzten Platz besetzt. Besonders die aber, die einen kleinen Garten ihr eigen nennen, konnten die Besucher kaum fassen.

Ich hatte ein schattiges Plätzchen im Albigsgarten ergattert, von dem aus ich das lustige Getriebe übersehen konnte und doch nicht zu nahe am brummenden Bombardon und an der laut wirbelnden Trommel der Blaskapelle saß.

An meinem Tisch befand sich ein Nürnberger, der genießerisch an seiner Virginia sog, und ein älteres Ehepaar, das, wie ich bald feststellen konnte, aus Norddeutschland zum Besuch der alten Noris gekommen war.

Ich hörte, wie beide über die Nürnberger Sehenswürdigkeiten sprachen, wobei sich die Frau besonders für die beiden ältesten Kirchen zu interessieren schien. „Wie schön ist es“, sagte sie, „— daß Nürnberg niemals im Lauf der Geschichte von Feinden eingenommen wurde; und wie traurig ist es, daß es der famosen Neuzeit vorbehalten blieb, diese wundervolle Stadt durch Luftangriffe so furchtbar zu zerstören. Ich habe vor allem die Lorenzkirche gesehen, wie sie 1945 aussah. Und ich muß mich immer wieder wundern, wie es die Nürnberger fertiggebracht haben, dieses kostbare Bauwerk wieder in der alten Form aufzubauen“.

Als das Wort Lorenzkirche fiel, sah der Virginieraucher interessiert auf. „Ja“, ließ er hören, „— die Lorenzkirche, unser Stolz“. Die beiden Fremden nahmen das Stichwort auf und lobten über alles die gotischen Schönheiten des Baues, der den Engelsgruß und Adam Krafts zauberhaftes Sakramentshäuschen als besondere Kostbarkeit birgt.

„Und doch war einmal mitten im Frieden die Lorenzkirche in großer Gefahr —“ sagte da der alte Nürnberger. „Mein Großvater hat es miterlebt...“ Nun war das Interesse der beiden Fremden geweckt und sie wollten davon mehr wissen. So begann der Mann zu erzählen, was er als Knabe von seinem Großvater oft gehört hatte.

„Ich habe daheim selber noch ein kleines Stück der abgeschmolzenen großen Glocke von St. Lorenz —“ begann er. „Es stammt von jenem Brand der Lorenzkirche, von dem heute eigentlich recht wenige etwas wissen.“

Man schrieb das Jahr 1865 und es war Dreikönigstag. Mein Großvater erzählte, daß es ein recht ungemütlicher Tag war, naßkalt mit Schneetreiben und Schneematsch. Zudem hatte der Himmel, der schläfrig auf der Stadt lag, die Farbe des Schwefels. Die Luft stand träge und dick und fühlte sich fast föhnig an. Der Luginsland, der Sinnwettbewerb auf der Burg und die Spitzen der beiden Türme von St. Sebald standen verhüllt. Nur das Turmpaar der Lorenzkirche ragte fast unnatürlich hell in den verhangenen Himmel. Die vergoldeten Ziegel des nördlichen Turmes prunkten wie umlächelt

von einer unsichtbaren Sonne. Dies alles war so sonderbar und selbst für die älteren Nürnberger so ungewohnt und beklemmend, daß sie, führte sie ihr Weg an St. Lorenz vorbei, ihre Schritte eiliger setzten und nur scheue Blicke den hellen Türmen im trüben Tag gönnten.

War der Morgen Atemlosigkeit und bängliche Erwartung, so brachte der Mittag doch Erlösung. Ein rasender Schneesturm setzte plötzlich ein und peitschte durch die Straßen. Die Helle über St. Lorenz brach jäh zusammen. Man sah fast nur noch die große prächtige Straßburger Rose über dem Hauptportal. Der Wind wütete, als wollte er manches der vielen zierlichen Chörlein und manches spitze Türmchen auf dem Pflaster zerschmettern. Aber die alte Noris war doch dafür zu fest gebaut.

Eben hatte der Sturm den Kirchen die vier Glockenschläge und den einen der ersten Nachmittagsstunde entführt, als auch schon ein Blitz den Blick blendete und gleichzeitig ein furchtbarer Donnerschlag das eigenartige Geschehen dieses Januartages krönte. Der Blitz war wie eine riesige Feuerfarbe, grell in fast violetter Farbe und schrecklich anzusehen, fast senkrecht in die Stadt gestürzt.

Zu diesem Zeitpunkt wußte noch niemand, was eigentlich geschehen war. Niemand wußte, daß St. Lorenz brannte. Der Blitz war in den nördlichen Turm gefahren, hatte die Spitze in Flammen gesteckt, dabei aber die Wächterstube verschont. In wenigen Minuten schon zeigten die Flammen ihren Erdenhaß: sie durchstießen das Turmdach, das in ihrer Lohe barst, und flackerten an allen Ecken und Enden dem düsteren Himmel entgegen. Mit einem Mal standen die beiden Türme wieder in unnatürlicher Helle, nur der eine hatte seine Spitze mit einem phantastischem Mantel schwarzen Qualmes umhüllt, von dem der Sturm immer wieder ein Stück losriß und verflattern ließ.

Unten aber auf den Straßen war es inzwischen lebendig geworden. Von allen Türmen der Stadt und von der Burg erklangen die gefürchteten dreizehn Feuerglockenschläge in rasender Folge und darauf in größeren Zwischenräumen die drei, die den Brandbezirk bezeichneten. Und dazwischen bliesen die alten Feuertrumpeten der Türmer ihr unheimliches „Habt acht! Feuerio!“ in die durch solche Satansmusik verstörte Bürgerschaft.

Es war seiner Zeit noch recht bescheiden bestellt um die Feuerwehr. Bald aber spektakelten doch die alten, auf Schleifen gezerrten Wasserkufen von der Schlotfegergasse, vom Spittlertor heran. Am Hefnerplatz klitschte beim allzu wilden Nehmen einer Ecke ein Gaul aus und schlug hin. Man schirrte ihn aus, ließ ihn einfach im Schneematsch liegen und jagte mit einem Pferd weiter.

„Der Lorenzerturm brennt!“ ging es von Mund zu Mund. Der Wind schürte das Höllenfeuer, die vergoldeten Kupferziegel schmolzen und tropften ab, wie Wachs. Knopf und Hahn stürzten glühend durch das Dach der Kirche. Die Stundenglocke und die kleine oberste Glocke glühten ab und durchstießen zündend den Turm bis zur ebenen Erde. Die Wehr mühte sich vergebens das entsetzliche Toben der Flammen zu dämmen. Schon gab man den Turm auf und beschränkte sich auf den Schutz des Kirchenschiffes, als sich ein junger Kaminkehrergeselle, der stundenüber an der Spritzenpumpe gestanden, meldete. Er wollte die schier ungangbare Turmtreppe hinauf und die Falltüre der schon bis auf die Steinfließen zusammen-

geflamten Türmerstube unter Wasser halten, denn von dieser Türe hing alles ab. Man wollte den Mutigen zuerst von seinem Vorhaben abhalten, doch als sich auch noch einige Burschen fanden, die ihm die Handeimer emporreichen wollten, und weil man doch nicht tatenlos wie Weiber zusehen konnte, wie St. Lorenz in Asche fiel, gab man den Weg nach oben frei.

Der junge Mensch hatte sich rasch ein nasses Tuch um Mund und Nase binden lassen, dann rang er sich hinauf in die Nacht des Turmes, die eine Hölle der Höhe war. So fand er die Eichenbohlen der Falltüre, die sich in der Glut schon tückisch bogen. Hier griff er die ihm heraufgereichten Feuereimer und goß das Wasser gegen die Bohlen. Jedes wilde Aufzischen über ihm verriet, wie sicher sein Schwung war, auch in der Finsternis."

Hier schwieg der Erzähler. Und als ihn seine Zuhörer nach dem Ausgang der Rettungsaktion fragten, sagte er nur kurz, daß der Geselle den Dom gerettet hat. Als man ihn aber später herabholte, sei er erblindet gewesen. Man sagte auch, daß der Retter von Stund an irre ging und später in Wirtschäften ein sentimentales Lied vom Brand des Lorenzer Turms sang und den Text auf Postkarten verkaufte. Das allerdings sei in der Chronik der alten Noris nicht vermerkt, schloß der Erzähler.



## Der Antiquitätenladen

Eine Erinnerung an Bamberg

Als ich durch das dunkle Rathaus-Tor trat, blinzelte die Sonne durch die Wolken. Es war ein schöner Morgen, der seine Frische in die engen Gassen hineintrug. Über den giebeligen Dächern dampften die Kamäne. In dem vorgebauten Bäckerhaus gingen die Menschen ein und aus. Ein Auto stoppte vor einer gebrechlichen Alten, die mit mir den Weg abwärts in die Einbahnstraße erreichen wollte. Dort rückten die gegenüberliegenden Häuser noch näher zusammen, so daß auf beiden Seiten nur ein Bürgersteig, schmal für eine Person, übrig blieb.

„Antiquitäten“ prangte an einem kunstvollen, verschnörkelten Schild zur Rechten. Ich trat voller Erwartung näher und blieb vor einer Ladentüre und einem kleinen Schaufenster stehen. Begierig prüfte ich die Auslagen und musterte eine Zeitlang alles, was hier dem Auge zur Schau gestellt war.

Ein Rokokotischen präsentierte sich sehr vielversprechend im Vordergrund. Auf ihm pendelte eine lustige Uhr mit blauem Zifferblatt und goldenen Zahlen, die meiner Schätzung nach 150 Jahre alt war. Ein gedrungener Schrank daneben, der von einer fränkischen Bürgersfamilie stammen konnte, lehnte behäbig an der Wand. Auf der anderen Seite lag dafür ein Teppich, sicher ein alter echter aus Persien, auf dem der Kauflustige, der den Laden besuchte, leise schreiten durfte, um die Gemälde an den Wänden zu betrachten. Vorne ein monumentales, sehr pathetisches Bild, das etwas Allegorisches darstellte, über einem gepolsterten Backensessel ein ziemlich dunkel gewordenes Bild, das einen bärtigen Mann darstellte. Es dürfte trotzdem von künstlerischem Wert sein. Es befand sich unter den Antiquitäten auch Kitsch. Eines der allgemein beliebten Engelchen fiel mehr auf durch seinen Altersschmutz als durch seine kunstvoll geschnittene Gestalt. Der unvermeidliche Lüster hing an der Decke, das aus ihm sich herausbeugende Weib betrachtete gedankenlos die Reihe der wuchtigen Bierkrüge auf einem Regal.

Nach hinten wurde der Laden immer dunkler, da er sich in einem langen Gang fortsetzte. Ich trat dicht an die Schaufensterscheibe heran, damit ich von ihrer Spiegelung nicht gestört wurde. Sieh da, es ging noch weiter nach hinten! Nicht mehr deutlich zu erkennen standen dort einige hohe Möbelstücke. Ich hätte sie gerne näher betrachtet, sicher stammten sie aus alten, reichen Häusern und wußten viel Erlebtes zu erzählen. Aber es ging hinter ihnen noch weiter in den Raum hinein.

Am Ende führte eine Treppe aufwärts. Eine Stiege war es mit einem Geländer. Oben erkannte ich jetzt deutlich ein Licht in einem niedrigen fensterlosen Raum. Er sah mit seiner Holzumrahmung wie eine Loge aus. Auf einem Tisch brannte eine Lampe. Eine starkbusige Dame saß dort. Auf der Nase trug sie eine dicke Hornbrille und hielt in der Hand einen Brief. Sie las ihn, las ihn anscheinend laut, denn ich sah den bewegten Mund. Lange schaute ich ihr zu, der Mund bewegte sich weiter, der Kopf folgte den Zeilen fortgesetzt von links nach rechts. Las sie etwas Spannendes? Hatte sie es überhaupt selbst geschrieben? Vielleicht war es die Bestellung eines Fremden oder ein Angebot eines Kunsthändlers.